

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 2 (1960)  
  
**Artikel:** J. C. Heer und Graubünden  
**Autor:** Heer, Gottlieb Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-971816>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## J. C. Heer und Graubünden

VON GOTTLIEB HEINRICH HEER, ZÜRICH

Der erste Hochgebirgsroman «An heiligen Wassern» des noch heute vielgelesenen Schweizer Schriftstellers Jakob Christoph Heer spielt im Wallis. Sein Stoff und seine Handlung gehen zurück auf Eindrücke, die der Autor als Seminarist während einer Ferienreise im Wallis von Land und Leuten, von der Geschichte und der allgemeinen Entwicklung dieser Gebirgslandschaft empfing.

Die Täler und Berge des Kantons Graubünden lernte J. C. Heer erst viel später kennen, als er bereits einen guten Namen als Journalist besaß und nachdem der frühere Volksschullehrer im Jahre 1891 als Nachfolger Carl Spittlers in die Feuilletonredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» berufen worden war. Als Leiter der Veröffentlichungen «unter dem Strich» unternahm der ohnehin stets Reisefreudige auch seine ersten längeren Ausflüge ins Gebiet des jungen Rheins, nach Klosters, nach Chur – von wo er auch Festberichte nach Zürich deeschierte – und in die Weingegend der Herrschaft.

Das Hochtal des Engadins, dessen Landschaft, dessen eigenständiges Volkstum und dessen Entwicklungsgeschichte für J. C. Heer zu einem entscheidenden Erlebnis werden sollten, besuchte er zum erstenmal im Juni 1896. Aber da dachte der Schriftsteller, der sich eben mit dem Stoff der «Heiligen Wasser» beschäftigte, noch nicht im entferntesten an eine Verdichtung des Colani-Stoffes, obwohl er schon als Knabe in Tschudys «Tierleben der Alpen» auf die eigenwillige Gestalt dieses Engadiner Jägers gestoßen war. Jetzt ging es ihm darum, das Engadin und seine Seitentäler mit wach aufnehmendem Auge zu durchstreifen, um für die «Neue Zürcher Zeitung» eine Reihe von Reisefeuilletons zu schreiben, das Gebiet von Martinsbruck bis an den Cavlociosesee umfas-

send. Diese Feuilletons wurden später unter dem Titel «Streifzüge im Engadin» in einem Buch vereinigt. Sie schildern nicht nur die einzelnen Gegenden des unteren und des oberen Engadins, wie Heer sie bildhaft aufnahm; diese frischen Prosastücke verbinden das Landschaftliche auch mit Volkskundlichem, mit Historischem, und sie werden durch das Berichten eigener Erlebnisse und Begegnungen besonders lebendig. So ist es zu begreifen, daß die «Streifzüge im Engadin» manche Auflage erlebten und den – übrigens durchaus nicht gewollten – Nebenzweck einer warmherzigen Werbung erfüllten. Für die Zukunft des Schriftstellers aber noch bedeutsamer wurde die Tatsache, daß der reisende Redaktor im Engadin manche wertvolle und beständige Freundschaft mit einflußreichen und landeskundigen Engadinern schließen konnte, Freundschaften, die später während der Arbeit am Roman «Der König der Bernina» für ihn noch wichtiger werden sollten.

Daß J. C. Heer es sowohl als Redaktor wie später als Schriftsteller nicht unter seiner Würde betrachtete, seine Feder auch bewußt in den Dienst der Werbung für eine ihn ansprechende Ferien- und Kurgegend zu stellen, ist dem zeitlebens bescheidenen und hilfsbereiten Menschen zu danken. So hatte er bereits im Jahr 1892 eine Schrift über Thusis verfaßt. Auf Grund der «Streifzüge im Engadin» bearbeitete er zu Beginn unseres Jahrhunderts für den dortigen Verkehrsverein auch einen «Führer durch das Engadin»; ein «Winterbrief aus Celerina» rühmt die Vorzüge dieses Dorfes und seiner Umgebung, und in den damals vielverbreiteten, in Frankfurt am Main erscheinenden Hendschelschen Heften beschrieb er 1910 die Strecken der Rhätischen Bahn. Als im Juni dieses gleichen Jahres der Verein der

Schweizer Presse im Oberengadin seine Tagung abhielt, steuerte er den Text zur Festschrift «St. Moritz» bei.

Im Jahre 1897 schrieb J. C. Heer, dessen Redaktionstätigkeit den immer stärkeren Drang nach eigenem Erzählen auf die Dauer nicht zu unterdrücken vermochte, den Roman «An heiligen Wassern», der im März 1898 im Cotta'schen Verlag in Stuttgart als Buch herauskam. Das Erscheinen dieses Werkes bedeutete für den Schriftsteller nicht nur die erste Stufe auf einer unerahnt und steil emporführenden Ruhmes- und Erfolgsleiter; es knüpfte auch die Freundschaft des Verlegers, des Geheimrats Adolf von Kröner, mit seinem neuen Schweizer Autor. Kröner, damals eine der größten Persönlichkeiten im deutschen Buchhandel, die zum Beispiel den Fürsten von Bismarck zur Niederschrift seiner «Gedanken und Erinnerungen» hatte bewegen können, erweiterte mit erfahrenem Verlegerinstinkt die Erfolgsmöglichkeiten, die J. C. Heers volkstümliche und zu phantasievoller Romantik neigende Begabung versprach, und er hielt seinen Glauben aufrecht, mochten auch die ersten Bücher des Schriftstellers noch so umstritten sein. Die Zukunft gab seinem Glauben denn auch durchaus recht, und so mußte es Kröner nie bereuen, diesen Autor seit der ersten Begegnung verwöhnt zu haben.

Als der Roman «An heiligen Wassern» erschien, lud der Verleger den Schriftsteller nach Stuttgart ein, um mit ihm und einer noblen Gesellschaft «das erste Exemplar zu feiern». Von diesem Ereignis sowie von den nun dramatisch sich anschließenden Geschehnissen, die sich um die Entstehung des Romans «Der König der Bernina» reihen, haben wir glücklicherweise ein persönliches Zeugnis J. C. Heers, ohne das uns wohl eine einzigartige Episode in seinem Leben und zudem eine anekdotische Köstlichkeit der schweizerischen Literaturgeschichte verloren wäre. Der Schriftsteller hielt nämlich mehr als zehn Jahre nach dem Erscheinen des Romans am 25. Januar 1914 in der Sektion Bernina des SAC in Samaden einen Vortrag «Der König der Bernina», der als Sonderdruck Nr. 26657 von der «En-

gadin Press Co. und Graph. Anstalt» in Samaden veröffentlicht wurde. Diese Schrift ist inzwischen zu einer Rarität geworden. Ihr und der Erinnerung an persönliche Gespräche mit J. C. Heer folgen wir hier hauptsächlich in unserem Bericht.

Nachdem der Schweizer Schriftsteller jenes rauschende Fest im Hotel «Marquardt» in Stuttgart, bei dem er sich in seinem Sonntagsgewändlein inmitten der Fräcke und wallenden Seidenroben wie verloren vorkam, glücklich überstanden hatte, überfiel ihn anderntags der Geheimrat von Kröner mit der drängenden Verlegerfrage nach einem nächsten Werk. Nach einer Weile des Besinnens und dennoch zweifellos etwas voreilig erzählte Heer dem «Fürsten des deutschen Buchhandels», wie Kröner genannt wurde, was ihm von Gian Marchet Colani gerade in den Sinn kam. Er erwähnte den Adel der Engadiner Landschaft und warf hin: Man könnte vielleicht an einen Roman mit dem Titel «Der König der Bernina» denken.

Kröner war Feuer und Flamme. «Das wird ein prachtvolles Werk... Das ist ein Titel, ein großartiger Titel!» rief er aus. Aber schon anderntags überraschte er den Autor mit dem Vorschlag, den Titel in «Der König der Bernina» abzuändern. Das klinge viel feiner, musikalischer und vor allem für das Ohr der deutschen Leserschaft verlockender. Auf den Einwand Heers, das sei unmöglich, der Berg heiße in Gottes Namen im Engadin und in allen geographischen Lexika «il Bernina», sei also männlichen Geschlechtes, erwiderte der Verleger, das wisse er schon. Er habe natürlich seinen ganzen Gelehrtenstab bereits auf die Suche gehetzt, und man habe Veltliner Urkunden aufgestöbert, in denen auch «la Bernina» stehe. Darauf könne man sich so wenig berufen wie auf eine Puschlaver Redensart: «Sa l'Albula füss lunga come la Bernina/Al passaron ni gall ni gallina», widersezte sich Heer. So wurde schon über den Titel eines Werkes gestritten, von dem noch keine einzige Zeile feststand.

Die Überzeugungskraft des Verlegers — der, was den Klang des Titels betraf, natürlich

recht hatte, kartographische Bezeichnung hin oder her — siegte schließlich, und so wurde bereits tüchtig auf einen «König der Bernina» angestoßen.

Von diesem etwas tumultuösen Stuttgarter Aufenthalt kehrte Heer vorerst an sein Redaktionspult zurück, obwohl sich Kröner anerbieten hatte, für ihn sofort einen Urlaub bei der «Neuen Zürcher Zeitung» zu erwirken, damit er ungesäumt ans neue Werk gehen könne. Neben der täglichen Arbeit suchte Heer, mit wenig Erfolg, in der Stadtbibliothek Zürich nach Colani-Literatur, und bereits wurde ihm auch klar, daß es da nicht nur um die Geschichte des berühmten und berüchtigten Jägers von Pontresina gehen dürfe, sondern daß der Roman zu einem Kulturbild des Engadins zur Zeit der Entwicklung des St. Moritzer Bades vertieft werden müsse. Die Frage, wie weit er einen geschichtlichen Roman zu gestalten habe, bedrängte den Autor also in allererster Linie, und daß er später das Geschichtliche in den Hintergrund drängte und es nur sozusagen mit dem Schicksal zweier liebender Menschen verwob, sollte einerseits dem Roman zugute kommen, andererseits aber zu heftigen kritischen Auseinandersetzungen mit dem Werk Anlaß geben.

Da ihm frühzeitig manche Schwierigkeit der Gestaltung bewußt wurde, entschloß er sich, im Juni 1898 doch Urlaub zu nehmen, ins Engadin zu fahren und im Landschaftsraum des geplanten Werkes selbst Stoffstudien zu treiben. Als einziger deutschsprechender Gast unter siebzig Engländern im «Kronenhof» zu Pontresina habe er Zeit genug zum Nachdenken gehabt, erzählte er später humorvoll.

Er besuchte die Friedhöfe des Engadins und schrieb von den Grabsteinen jene einheimischen Namen ab, die ihm gefielen. Den Namen des ausgestorbenen Geschlechtes der Paltram — wie er seinen Helden dann nannte — fand er auf einem Brückenstein von Pontresina, auf dem die Namen sämtlicher untergegangener Engadiner Geschlechter verzeichnet standen. Indem er das Urbild Gian Marchet Colani im Roman in Markus Paltram umbtaufte, wollte er andeuten, daß an der Gestalt

seines Helden «die freie dichterische Phantasie ebensoviel Anteil habe wie das geschichtliche Vorbild».

Von besonderer Wichtigkeit für den Autor wurde die nähere Bekanntschaft mit dem damals hochbetagten, aber geistig überaus rüstigen alt Landammann Gian Saratz von Pontresina, der in seinen jungen Mannesjahren Co-



J. C. Heer

lani noch persönlich gekannt hatte. Die Erzählungen des alten Herrn fesselten ihn. «Mit der Genauigkeit eines Chronisten» vermittelte ihm Saratz manche Begebenheit, manchen Charakterzug und die bewegtesten Jagdabenteuer Colanis, oft sogar auf gemeinsam unternommenen Ausflügen in die Hochwelt der Gemen und Adler. Saratz berichtete Heer auch die Sage, Colani sei im Berninagebiet mit einer geheimnisvollen Frau zusammengekommen, die er sich in wildem Liebesdrang habe erobern wollen. Sie aber hätte ihm erklärt, sie wolle ihn erst erhören, wenn sich die Liebesstunde auf dem noch von keines Menschen Fuß betretenen Piz Bernina ereigne. Wie weit Saratz Heer auch «Jägerlatein» erzählte, ent-



zieht sich unserer Kenntnis; der frühere Landammann, der mit dieser Sage Heer zur Erfindung der weiblichen Hauptgestalt Cilgia Premont anregte, dürfte wohl dann und wann selbst ins Reich der Phantasie geraten sein. Immerhin machte er auch auf jene Tochter Colanis aufmerksam, die in Männerkleidern auf die Jagd gegangen war – und in der Tat bestätigte nach dem Erscheinen des Romans der Brief einer hochbetagten, in der Anstalt Waldhaus bei Chur untergebrachten Tochter Colanis dem Schriftsteller das biographisch Richtige dieses Details.

Als J. C. Heer dem alt Landammann gestand, er müsse als Romancier natürlich auch die umstrittenen Geschichten von den Erschießungen fremder Jäger im Gebirge, die Colani nachgeredet würden, verwenden, er wolle sie aber durch die ebenfalls überlieferten Lebensrettungen des Madulainer «Camogaskers» ins Verhältnis einer dichterischen Gerechtigkeit rücken – da riet Saratz allerdings dringend ab. Er betrachte die Übeltaten Colanis als Erzeugnisse der Verleumdung und halte ihre «Wiedererweckung» für gefährlich.

Am Problem von Schuld und Sühne herumgrübelnd, das seinem Roman doch ein bedeutendes Motiv liefern sollte, selber noch zwischen den positiven und negativen Polen der jetzt für ihn wahrhaft aufgeschreckten Stoffwelt hin- und hergerissen, schrieb J. C. Heer in einer schlaflosen Nacht im «Kronenhof» eine erste Romanskizze. Sie sollte ihm selber gewisse Klarheiten verschaffen, und immer stärker fesselte ihn dabei das Schuldmotiv. Diese Skizze las er, um aus einem Echo vielleicht Richtungweisendes herauszuhören, den Brüdern Gredig vor, und die beiden Besitzer des Pontresiner «Kronenhofes» waren also die ersten, die einen Einblick in den werdenden Roman erhielten.

Aber besonders Lorenz Gredig schüttelte bedenklich den Kopf. Heer habe sich mit seinen «Streifzügen» im Engadin einen guten Namen geschaffen, ob er ihn mit diesem Roman verwirken wolle? «Auf dem Colani-Stoff ruht ein Fluch. Wer Colani anrührt, so oder so, der kommt im Engadin in Handel und Feindschaft

ten hinein», erklärte er, und Landammann Saratz war schließlich derselben Meinung.

So fuhr denn der Schriftsteller am Ende dieses Engadiner Sommers, an seinem Unternehmen beinahe verzweifelnd, nach Zürich in seine Redaktionsstube zurück. Er bat den Verleger in Stuttgart brieflich, ihm sein Wort zurückzugeben; denn es sei ihm unmöglich, den vereinbarten Roman zu schreiben. Als Zeichen seines guten Willens sandte er ihm auch die Romanskizze.

Der Schweizer Schriftsteller hatte aber nicht mit der Hartnäckigkeit des deutschen Geheimrates gerechnet. Ungesäumt kam Kröner in eigener Person in Zürich angebraust und nahm Heer mit aller Kunst der Überredung in die Zange. Gerade ein Autor, der anfänglich vor einem schweren Stoff zurückschrecke, gefalle ihm besonders gut, und die Romanskizze verspreche ein einzigartiges Werk! Heer möge sich nur unbekümmert um alles Werweisen von dritter Seite an die Ausarbeitung setzen. Und er drohte sogar: «Einer meiner Direktoren soll Sie von Zeit zu Zeit besuchen und sich bei Ihnen nach dem Stand des Engadiner Romans erkundigen!»

Das Grauen vor einem solchen «höflich impertinenten literarischen Vogt» jagte den Dichter tatsächlich ans Werk. Nacht um Nacht entstand der Roman neben der Fron der Tagesarbeit, und immer wieder feilte J. C. Heer, den jetzt eine wahre Leidenschaft des Schaffens gepackt hatte, jeden Satz. Es gebe im «König der Bernina» keine Seite, die nicht mindestens vier- bis siebenmal durchgeschrieben worden sei, gestand er später.

Daß ihn die innere Anspannung einer solchen übermäßigen Arbeit an den Rand einer Neurose führte, ist begreiflich. In einem Anfall merkwürdigen Galgenhumors umwickelte er das Manuskript mit einem Packpapier und schrieb darauf: «Wert 500 Franken.» So gab er es auf die Post. Als er den Schalter verließ und einen Polizisten sah, schoß es ihm durch den erregten Sinn, der wolle ihn abfassen, weil er einen so schlechten Roman geschrieben habe. Zugleich jedoch erkannte er den eigenen kranken Zustand, und er verschwand für zwei Wo-

chen auf eine Hetzreise durch halb Europa, ohne irgendwo auch nur eine Kirche oder ein Denkmal zu sehen. Das planlose Herumrasen in Nachtschnellzügen aber beruhigte ihn, und endlich tauchte er bei seinem Verleger in Stuttgart auf, der ihn vergeblich telegraphisch in allen Hauptstädten gesucht hatte. Väterlich grollend führte er Heer in sein Schlafgemach, wo das Manuskript auf dem Nachttisch lag: «Sehen Sie, Heer, wenn heute das Dach über mir brennt, so kann ich doch das nackte Leben und den ‚König der Bernina‘ retten . . . Und Sie schicken ihn mir als Wertpaket von lumpigen 500 Franken! . . . Das soll er wert sein? Meine geringste Schätzung ist tausendmal 500 Mark, vielleicht wäre er auch mit einer Million nicht zu hoch geschätzt. . . . Ich hoffe, ‚Der König der Bernina‘ wird 100 Auflagen erleben . . . Tat ich nicht recht, alle Ihre Bedenken niederzuschlagen?» hielt Kröner seinem Lieblingsautor vor, und die Zukunft hat die Voraussagen des Verlegers noch weit übertroffen. Abgesehen von den Übersetzungen in fremde Sprachen, und die Ausgaben in vielen Buchgemeinschaften nicht mitgerechnet, ist dieser Roman, von dem immer wieder neue Auflagen gedruckt werden, bis heute in der Anzahl von annähernd einer Million Exemplaren durch den Buchhandel verbreitet worden.

Während der zweiten Hälfte des Jahres 1899 erschien der «König der Bernina» in Fortsetzungen in der Zeitschrift «Die Gartenlaube», und im Frühling 1900 wurde er als Buch herausgebracht. Indessen hatte Kröner J. C. Heer, der als Redaktor von der «Neuen Zürcher Zeitung» zurücktrat, dazu überredet, nach Stuttgart überzusiedeln, um dort unter dem Titel eines Redaktors an der «Gartenlaube» für diese Zeitschrift und den Verlag Cotta seine weiteren Romane in Muße zu schreiben.

\*

Wie beim Buch «An heiligen Wassern» setzte der andauernde Publikumserfolg dieses zweiten Hochgebirgsromans sehr rasch ein. Im Bereich der literarischen Kritik erregte er Lob und Ablehnung in einem außergewöhnlichen

Maß. Selten ist ein Buch bei seinem Erscheinen so überschwänglich gepriesen und zugleich so arg zerzaust worden wie «Der König der Bernina», sowohl in der deutschen wie in der schweizerischen Presse. Der Verleger, der offenbar seiner Sache sicherer war als der betroffene Autor, verlor den Humor keinen Augenblick. Das sei die Kinderkrankheit des Romans, lachte er. Kröner begoß, den Schriftsteller tröstend, jede schlechte Kritik mit einer Flasche Heidsieck, mußte jedoch bald selber zugeben: wenn sie jeden Verriß nach Gebühr «feiern» wollten, so müßten sie noch die ganze Verwandtschaft und alle Bekannten dazu einladen.

Nirgends aber im ganzen deutschen Sprachgebiet gingen die Wogen von Anerkennung und Ablehnung so hoch wie in der Presse des Kantons Graubünden. Ja, die Kritik verschärfte sich im Land der hundertfünfzig Täler zu einem leidenschaftlichen Streit um den «König der Bernina»; dessen Hauptphasen seien hier der Vergessenheit entrissen und zur Verwunderung der Nachfahren festgehalten.

Seltsamerweise ging es dabei der Kritik kaum um jenes Schuldproblem des Romanhelden, das der Autor mit den überlieferten Mordgeschichten um Colani in Zusammenhang gebracht hatte, um eine Ablehnung also, die besonders im Engadin begreiflich gewesen wäre, die man dort hätte erwarten dürfen und vor der die Freunde Heers ihn auch im voraus gewarnt hatten. Die Angriffe pfeilten auf ganz andere Ziele.

Schon am 20. August 1899 brachte die «Neue Bündner Zeitung» die Meldung eines «Korrespondenten aus dem Engadin», daß im September der Roman «Der König der Bernina» in der Stuttgarter Zeitschrift «Die Gartenlaube» zu laufen beginne, und sie ging bereits auf die historische Situation im Roman und auf seinen Inhalt ein. Gleich einem wohl vom selben Verfasser stammenden Artikel in der «Engadiner Post» setzte auch der Churer Hinweis große Hoffnungen auf das Werk. Da der Einsender offenbar bereits näheren Einblick in den Roman besaß, dürfte es sich bei ihm um Pfarrer C. Hoffmann in St. Moritz gehandelt

haben, der als Redaktor der «Engadiner Post» zeichnete und mit J. C. Heer befreundet war. Denn er war es auch, der am 24. Januar 1900 in seinem Blatt den eben in der «Gartenlaube» zu Ende erschienenen Roman begeistert begrüßte und ihn als Meyers «Jürg Jenatsch» ebenbürtig beurteilte: «Paltram . . . trägt die typischen Zeichen eines Vollblut-Engadiners, aber mehr als das: er ist nicht nur Kernholz aus dem Urwald des bündnerischen Hochgebirgs, er erscheint einem tatsächlich in gewisser Beziehung als eine meisterhafte Vermenschlichung unserer firmbeladenen, stolzen Höhen, deren hinreißender und hochentzückender Schönheitsgewalt wie ihrer entfesselten, furchtbaren Zerstörungswut . . . Ohne Zweifel wird der ‚König der Bernina‘ mächtig dazu beitragen, das Engadin, so weit die deutsche Zunge klingt, bekannt zu machen, dasselbe verklärt durch den Zauber echter Poesie und Kunst des Romans vor die Seele zu zaubern . . .» Und der leicht entflammbare Pfarrherr von St. Moritz rief dem Dichter zu: «Das Engadin sagt dem Freund über die ewigen Wälle hinweg Dank – Herzensdank!»

Am gleichen Tag wurde auch in der «Neuen Bündner Zeitung» auf das Ende des Zeitschriftenabdruckes in Stuttgart hingewiesen und in aller Zurückhaltung bereits die kritische Frage erörtert, ob das von J. C. Heer in satten Farben gemalte Engadiner Kolorit wirklich durchgehend und in allen Teilen des Volkskundlichen ganz echt sei.

Die Auseinandersetzungen nahmen selbstverständlich erst greifbarere Formen an, nachdem der Roman zu Beginn des Monats Mai 1900 als Buch herausgekommen war, und sie bewegten von nun an manchen Monat lang, bis in den Herbst hinein, die Federn der bündnerischen Presseleute.

Gleichsam als leuchtendes Fanal veröffentlichte am 23. Mai die «Engadiner Post» als erstes Blatt eine begeisterte Rezension des Romans von Isabelle Kaiser. Diese zweisprachige Dichterin, die J. C. Heer in freundschaftlicher Verehrung zugetan war, als Frau und als Schreibende selber von schwärmerischem Wesen, zeigte sich besonders von den Frauen-

gestalten im «König der Bernina» entzückt. Um ihrer Stimme eine nachhaltigere Wirkung zu verleihen, zitierte die «Engadiner Post» am 30. Mai auch noch gewisse Partien einer Besprechung von derselben Verfasserin in der «Neuen Zürcher Zeitung»: «Die Schweiz wird stolz sein auf den Sohn ihres Volkes, der die heimatliche Volksseele an seiner eigenen abzulauschen vermag. Die Romane ‚An heiligen Wassern‘ und ‚Der König der Bernina‘ haben den Namen des Dichters mit einem Flug den besten der heutigen deutschen Literatur gesellt.»

Wie man sieht, ist der Superlativismus in Buchanzeigen keine Erfindung unserer heutigen Zeit des sprachlich Maßlosen und Unbekümmerten.

Ebenfalls am 23. Mai druckte auch die «Neue Bündner Zeitung» lobende Sätze der Kaiserschen Besprechung ab, und sie zitierte, um offenbar vorerst einmal einen über die Schweizer Grenze hinaus einflußreichen Literaturkenner zu Worte kommen zu lassen, zudem die Anzeige, die Josef Viktor Widmann im Berner «Bund» veröffentlicht hatte. Widmann, der Heer einen «Schweizer Meister-Erzähler» nennt und der gerade in diesem Feuilleton eine seltsame Ahnungslosigkeit gegenüber der Bedeutung des zeitgenössischen deutschen psychologischen Romans verrät – man denkt unwillkürlich an Thomas Mann –, der Feuilletonredaktor des «Bund» faßt sein Urteil folgendermaßen zusammen: «Nach all dem Vorgebrachten wird es nicht notwendig sein, den ‚König der Bernina‘ unseren Lesern als die begehrenswerteste Unterhaltungslektüre noch besonders zu empfehlen. Und ebenso werden sie sich selbst sagen können, daß dieser Roman nicht nur Unterhaltungslektüre ist, sondern ein dichterisches Werk von herzerhebender Schönheit, ein gemütveredelndes Buch, das auch um seiner fleckenlosen Reinheit willen als ein Familien- und Volksbuch angesehen zu werden verdient.»

Indessen hatten die Engadiner Freunde J. C. Heers dem Schriftsteller als Anerkennung für seinen Roman eine private Ehrengabe nach Stuttgart gesandt. Es waren dies die Herren

Töndury-Zehnder, P. Perini, alt Landammann Gian Saratz, Lorenz Gredig, Conrad von Flugi, Alfons Badrutt und Pfarrer C. Hoffmann. Da diese Sache in Zürich publik wurde, hatten die Spender auch keine Veranlassung mehr, die selbstverständlich als reine Freundesgabe gedachte Huldigung geheim zu halten, und so konnte man denn in der «Engadiner Post» lesen:

«*Unser Dank an J. C. Heer*, den Verfasser des ‚Königs der Bernina‘. Die NZZ hat's ausgebracht. Sie schreibt:

„Die Engadiner haben dem Schriftsteller J. C. Heer den Roman ‚Der König der Bernina‘ verdankt, indem sie ihm einen kunstreichen, silbervergoldeten Becher von 24 cm Höhe übersandten. Das kostbare Stück enthält am Fuß die Namen der Stifter, sieben angesehener Bürger von Samaden, St. Moritz und Pontresina, die Wappen Bündens und der genannten Dörfer, auf der Kelchfläche aber in silberoxydierten Reliefs zwei Landschaftsbilder: das Plantahaus in Samaden mit dem Hintergrund der schneeigen Bernina und die von einem Wasserrad gekennzeichnete malerische Hütte zu Pontresina, in der Marchet Colani, das Urbild des ‚Königs der Bernina‘, gelebt hat. Der Pokal ist ein Erzeugnis der Goldwerkstätte J. Boßhard in Luzern. Begleitet wurde das Ehrengeschenk von einer Sendung feinsten Sassellas aus einem Privatkeller des Engadins.“

Wir fügen da nur die kleine Korrektur bei, daß nicht das Plantahaus die eine Ciselierung ausmacht, sondern das Kurhaus St. Moritz von anno 1882, einer der Pole in der Heer'schen Erzählung.»

Die «Engadiner Post» fügte auch den Text des Dankbriefes bei, den der Dichter am 16. Mai in Stuttgart wegsandte und in dem sowohl die Ergriffenheit als auch die angeborene Bescheidenheit J. C. Heers zum Ausdruck kam:

«Hochgeehrte Herren! Empfangen Sie für den hochherzigen Gedanken, der Freundschaft, die meine Feder mit dem Engadin verbindet, ein Zeichen sympathischen Einverständnisses zu stiften, meinen aufrichtigen warmen Dank. Erfüllte mich schon die telegraphische Voranzeige Ihres verehrten Herrn Pfarrers Hoff-

mann mit stolzer Freude, so gestern, als der prachtvolle Becher durch die Zollbehörden in meinen Besitz kam, noch mehr die gediegene Art und Weise, wie Sie dieser Sympathie den lebendigen Ausdruck gegeben haben. Der herrliche, kunstreiche Pokal ist ein Meisterstück schweizerischer Goldschmiedekunst und wird mit der schönen Widmung, mit dem Namen der Stifter, die weit im Lande einen guten Klang haben, mit dem Schmuck des Edelweißes und der Wappen, besonders auch mit den beiden wahrhaft künstlerischen Reliefs, der Colanihütte und dem Plantahaus in Samaden, die in reicher Beziehung zu meinem ‚König der Bernina‘ stehen, mir und meiner Familie eine dauernde Urkunde der Freundschaft sein, die mich mit dem Engadin und seinem ehrenfesten Volke verbindet. Mir selber zaubert der Becher, der ein gediegenes Familienstück auch noch für die Nachkommen bleiben wird, frohe Wandertage in Ihrem entzückenden Tal, glückliche Stunden in Ihrem gastfreundlichen Kreise, Natur- und Menschenpoesie vor die Sinne, wie ich sie in meiner Dichtung zum Ausdruck zu bringen suchte. Ich gestatte mir, den Roman, so weit es nicht bereits geschehen ist, den hochverehrten Stiftern des Pokals durch unseren Herrn Pfarrer Hoffmann in persönlich gezeichneten Exemplaren zu widmen, damit auch Sie ein Unterpfand freundschaftlichen Gedenkens besitzen, wobei Sie das Buch mit dem Gedanken: ‚Wenig, aber von Herzen‘ empfangen mögen. Ich verbinde damit den herzlichen Wunsch, daß der ‚König der Bernina‘ nicht nur recht vielen Freunden des Engadins in weiten Landen eine freudige Rückerinnerung an blühende Sommer in Ihren herrlichen Bergen bereite, sondern Ihrer strahlenden Landschaft auch neue begeisterte Freunde zuführe und mit ihnen die Stege und Wege wandle, auf denen Markus und Cilgia gegangen sind. Ich erhebe den Becher, mit dem ausgezeichneten Sassella unseres verehrten Herrn Perini gefüllt, und trinke auf das Wohl seiner Stifter und darauf, daß ich Sie alle in Glück und guter Gesundheit treffe, wenn ich wieder einmal in das Engadin gepilgert komme; ich trinke auf das Wohl des En-



gadins, daß es blühe und gedeihe, und sende aus den deutschen Gauen herzlichen, dankbaren Gruß zu der leuchtenden Bernina. Mit warmem Händedruck! Ihr J. C. Heer.»

Der Silberglanz dieses Pokals blieb für eine Weile der letzte Freudenschimmer, der die Tage des Dichters in Stuttgart aus Graubünden erhellte. Ihm folgten nun rasch die Schattenebel vernichtender Kritik. Sie stoben jetzt aus den Bergtälern empor, als habe sie der Wirbel übermäßiger Rühmerei und Ehrbezeugungen aufgeschauelt.

Wie ein kreischendes «Halt!» tönte es am 29. Mai aus einer mit A. gezeichneten Besprechung im «Bündner Tagblatt»: dieser Roman sei kein erzgegossenes Denkmal, sondern die *pièce montée* eines Zuckerbäckers; Markus Paltram vereinige ein Gemisch von romantischer Wildheit und zuckersüßer Sentimentalität. Gegen die «Engadiner Post» sich wendend, empörte sich der Rezensent: «Ist C. F. Meyer jemals in höheren Tönen besungen worden als J. C. Heer neuerdings seit dem Erscheinen seines Gebirgsromans? Und nun stelle man einen Augenblick ‚Jürg Jenatsch‘ neben den ‚König der Bernina‘ und vergleiche. Nur einen Augenblick; denn dabei zu verbleiben wäre eine Gottlosigkeit!»

Dieser Kritiker erwitterte zweifellos diese und jene Schwäche des Romans in der Verquickung von Geschichtlichem und romantisch anmutendem Liebesgeschehen und in der Glorifizierung des Volkstümlichen. Aber er verlieh seiner Meinung einen derart gröblichen Ausdruck, daß er sich selbst um die Wirkung einer seriösen Buchbetrachtung brachte. Daß ihm die geltenden Maßstäbe fehlten, bewies er mit einer kaum versteckten Anrempelei des Dichters als Berichterstatter: «Als Reiseschriftsteller ist J. C. Heer bekannt geworden. Als Reporter hat er sich einen Namen gemacht, seit er von Spelterinis Luftballon aus in entzückten Tönen die Schönheit der Gotteserde besang, über die er im Wonnegefühl der wenigen Auserwählten dahinflog. — Nachher führte er als Feuilletonredakteur der ‚NZZ‘ ein vielbewegtes Dasein. Kein Fest, das nicht durch seine Feder erst die Weihe empfing, keine Auf-

führung, die sich nicht erst vollendet fühlte, wenn er seinen Segen darüber gesprochen hatte, keine Gegend im Schweizerlande, die nicht erst im Spiegel des Hofpoeten der Verkehrs- und Verschönerungsvereine den Adel der Sehenswürdigkeit erhalten hätte. Und jetzt besorgt er den Parnaß in den Spalten der ‚Gartenlaube‘. Das genügt!»

Daß er den «König der Bernina» als Eintagsfliege charakterisierte, war seine Sache. Daß der Roman nicht nur die Katastrophen zweier Weltkriege überlebte, sondern auch nach dem 100. Geburtstag seines Schöpfers noch unzählige Leser findet: diese Tatsache hätte den geharnischten Mann wohl sehr erstaunt, der mit dem Brustton der Überzeugung in das stets etwas zweifelhafte Horn der literaturkritischen Prophetie stieß.

Nicht nur seine Sache aber war es, daß er im «Bündner Tagblatt» Begriffe prägte wie «Saisonroman», «Hotelroman» und «Reklameroman». Ohne daß er es irgendwie begründet hätte und ohne klar faßlichen Zusammenhang gab er so einer Verdächtigung freien Spielraum, die als wahres Unrecht dem fernen Schriftsteller Schmerz bereiten mußte.

Es kam wohl nicht von ungefähr, daß daraufhin ein in Zürich wirkender Journalist in einer Luzerner Zeitung schnöde behauptete, der «König der Bernina» sei als ein von der Engadiner Hotellerie bestelltes Reklamewerk entlarvt worden, daß er diese bodenlose Unverschämtheit an die Redaktionen großer deutscher Tageszeitungen depeschierte und so den Schriftsteller J. C. Heer gleichsam für vogelfrei erklärte.

«Der Freie Rätier» erhob am 17. Juni seine Stimme im allmählich anschwellenden Chorus. Der Redaktor Gian Bindi — er wurde als Rezensent im Verlauf der nun bald einsetzenden Pressekampagne in der «Engadiner Post» namhaft gemacht — lehnte den Roman ebenfalls mit Unwillen ab. Er polemisierte gegen Isabelle Kaiser und Josef Viktor Widmann, die, seiner Meinung nach, mit ihren übermarchenden Lobeshymnen dem Buch keinen guten Dienst erwiesen hätten. Kein Engadiner könne sich über den «König der Bernina» freuen;

denn sein Verfasser sei in den Verhältnissen des Landes Graubünden unbewandert. «Er hat das versteckte, leise Atmen der Volksseele nicht ertauschen können», glaubte Bundi feststellen zu müssen. Der Roman sei opernhafte; keine Gestalt in ihm rede, jede deklamiere, und Markus Paltram sei ein Heldenenor. Gewisse Schönheiten seien dem Buch nicht abzusprechen; aber das Milieu sei verfehlt, und die geschichtlichen Vorgänge, die Heer einbeziehe, habe er entweder falsch gedeutet oder sie seien überhaupt unrichtig. Auch Bundi wies – allerdings etwas formvoller als A. im «Bündner Tagblatt», doch ebenfalls nicht in einer wirklich bedeutsamen Buchkritik – auf bestehende Schwächen des Romans hin, und er entdeckte die klaffende Lücke zwischen Paltram als erhofftem Erretter des Engadins und jenen Gestalten, die durch eine Wiederbelebung des Bades St. Moritz dem Hochtal tatsächlich eine neue Daseinskraft schenken. Daß Bundi die Echtheit der im Roman verwendeten Sagen anzweifelte, war ebenso sein gutes Recht, wie es das des Autors gewesen, solche Überlieferungen poetisch auszuschmücken und sinnbildhaft werden zu lassen.

Leider konnte auch Gian Bundi sich nicht versagen, in wenig vornehmer Art dem Dichter persönlich einen verletzenden Stein entgegenzuschleudern. Er erwähnte das Bechergeschenk und stichelte, es dürfe dann nicht etwa als eine Huldigung des ganzen Engadins, sondern nur als eine private Freundesgabe aufgefaßt werden.

Kein Mensch, weder die Spender noch der Beschenkte, hatten jemals daran gedacht oder sich gar öffentlich dahin geäußert, sie möchten den Silberpokal sozusagen als eine im Namen des Volkes verliehene Ehrung verstanden wissen! Daß man in Graubünden erst auf dem Umweg über Zürich, wo eine persönliche Mitteilung durchgesickert sein mochte, zur allgemeinen Kenntnis des Bechergeschenk gelangte: diese Tatsache dürfte das zur Genüge beweisen.

Offenbar getroffen von Gian Bundis Stichelei, ließ sich am 23. Juni ein romanisch schreibender Einsender R. G. im «Fögl d'En-

giadina» vernehmen: Heer habe ein interessantes Werk geschaffen, das weder zu dramatisch noch zu phantastisch sei, und er schloß seine Empfehlung des Buches mit der deutlichen Spitze: «Wenn Bewunderer Heers ihm einen silbernen Pokal geschenkt haben, so scheint mir, dieser hätte sich noch besser ausgenommen, wenn er aus Gold gewesen wäre!»

Schon drei Tage vorher, am 20. Juni, hatte jedoch der Redaktor Dr. Valèr in der «Neuen Bündner Zeitung» unter dem Titel «Nochmals der König der Bernina» das Wort ergriffen. «Eine etwas scharfe Rezension im ‚Freien Rätier‘ veranlaßt uns, heute nochmals redaktionell auf den Roman zurückzukommen», schrieb er. Valèr hatte offensichtlich inzwischen, sei es brieflich, sei es bei einer Begegnung in Zürich, mit dem Autor Kontakt aufgenommen und schilderte nun in einwandfreier Weise die Absichten des Schriftstellers. Sodann wog er ebenso sachlich, die historischen Hintergründe des Romans betrachtend und die Gestalten als freie Dichtervisionen würdigend, Positives und Negatives gegeneinander ab, wie es ins Pflichtenheft eines verantwortungsbewußten Literaturkritikers gehört. So kam er, leidenschaftslos, aber anteilnehmend, zu einem Urteil, das dem Roman das Seine ließ, ohne daß der Rezensent sich dabei etwas vergeben hätte:

«Heer wollte absolut keinen historischen Roman schreiben und hätte dazu allerdings auch kaum die richtige Veranlagung gehabt. Heer denkt und fühlt viel zu modern, um sich auf das eigentliche Gebiet des historischen Romans zu begeben . . . Allerdings lehnt sich der Roman an die geschichtlichen Vorgänge vor hundert Jahren an, wie auch die Gestalt des Marchet Colani und die darüber erschienene Literatur den Anstoß zu der Erzählung gaben; aber Heer will seinen Helden Paltram nicht mit Colani identifiziert wissen, er will sich vom historischen Material einigermaßen leiten lassen, aber die Gestaltungsfrage des Dichters soll und muß dabei freien Spielraum haben.»

Daß man sich in Graubünden mit dieser überlegenen Stellungnahme in der «Neuen



Bündner Zeitung», die jetzt den Handel als abgeschlossen betrachtete, keineswegs zufrieden gab und nach einer so gerechten Würdigung des Romans nicht zur Tagesordnung überging, ist bedauerlich.

Aber im Gegenteil: der dickste feindliche Hagel sollte erst jetzt niederprasseln, und zwar im Engadin selber und in romanischer Sprache. Ein Rezensent, der mit R. A. G. zeichnete, regte sich furchtbar darüber auf, daß Widmann habe sagen dürfen, der «König der Bernina» sei quasi ein Engadiner Nationalepos. In zwei Nummern des «Fögl d'Engiadina», am 30. Juni und am 7. Juli, verriß er den Roman, allerdings ohne die Spielregeln der Literaturkritik zu beachten und in wirren Anwürfen, so daß seine Tiraden anmuten wie die Ausbrüche eines wütenden Narren. Heer habe seine fremden und bizarr exotischen Phantasien ins Engadin verlegt statt nach Abessinien oder China. Er habe die Romanhelden verfälscht. Heers Engadiner seien keine Engadiner. Er biege die Natur willkürlich zurecht, und man könne nur froh sein, daß nicht er es gewesen sei, der das Engadin erschaffen habe. ... Solche und ähnliche Ungereimtheiten liest man in diesen Nummern des «Fögl d'Engiadina», und als schrillsten Ton des ganzen Haßkonzertes kann man den Unsinn vernehmen, der Roman «Der König der Bernina» sei ein unchristliches Werk!

Diese Stichflamme zündete nun allerdings im Engadin in einen von der Inquisition vorbereiteten Holzstoß. Der tapferste Verteidiger J. C. Heers, Pfarrer C. Hoffmann, trat auf den Plan und publizierte in seiner «Engadiner Post» in vier Fortsetzungen, am 19. Juli beginnend, eine Gesamtentgegnung unter dem Titel «Ist er entthront?», womit natürlich der «König der Bernina» gemeint war.

Ausführlich legte er nochmals seinen Standpunkt als begeisterter Bejager des Heerschen Romanes dar und wiederholte, was er an diesem Buch zu rühmen wußte. «Wenn Heer auch den Teil fürs Ganze nahm und etwas übertrieb, so hat man nicht zu vergessen, daß er sein Buch ‚Roman‘ nennt und es neben einer allgemeinen kulturgeschichtlichen Basis weni-

ger auf Geschichte als auf etwas Psychologie absah – und das war ihm ganz erlaubt», schloß er seine neuerlichen Ausführungen über die Frage des «historischen Romans».

Dann nahm er jeden einzelnen Kritiker aufs Korn. Hoffmann führte einen geschliffenen Degen, und mancher seiner Hiebe saß. Die Verdächtigungen des A. im «Bündner Tagblatt» widerlegte er mit dem Hinweis, ein «Reklameroman» müßte als solcher von den Auftraggebern bezahlt sein, und davon sei nicht nur keine Rede; der Autor, der sie nicht nötig habe, sei über solche Geschäfte auch weit erhaben. Mit Gian Bundi geht Hoffmann ins Gericht, indem er unanfechtbare Werke bündnerischer Historiker zitiert, die Heers Auffassung von der Geschichte des Engadins bestätigten. Daß Gian Marchet Colani selber überhaupt nicht als eigentlich «historische Figur», sondern nur als eigenwilliger Jäger, als eine durch gewisse Überlieferungen im Volksbewußtsein weiterlebende Gestalt zu werten sei, diese für den Roman entscheidende Feststellung war ebenfalls dazu angetan, Bundis Vorwürfe zu entkräften.

Begreiflicherweise findet Hoffmann für den Ladin R. A. G., der im «Fögl d'Engiadina» auch den geistreichelnden Satz prägte: «Die Geschichte jenatschelt ein wenig», nur Töne eines schneidenden Hohnes. Seine Auslassungen seien überhaupt keine Kritik, es handle sich nur um hohle Behauptungen, um üble Nachrede und Médisance, und das Ganze sei nichts anderes als ein leeres «Anathema sit!».

Die solchermaßen Zurechtgewiesenen ließen die scharfen Pfeile des streitbaren Pfarrherrn von St. Moritz nicht im Brustharnisch stecken. Sie sandten sie, aufs neue vergiftet, von gespannten Bogen zurück, und jetzt artete der Streit um den «König der Bernina» in jenen geifernden Handel aus, in dessen Waffengängen der Roman selbst überhaupt keine Rolle mehr spielte und sich die Gegner nurmehr persönlich anfielen. Einzig die «Davoser Blätter» fügten am 4. August der Meldung, wie man höre, sei in der bündnerischen Presse ein lebhafter Federkrieg über den Roman entbrannt, noch einmal ein lobendes Urteil über

das Buch an. Es wiederholte jedoch nur, was nun wahrhaftig zur Genüge in alle Welt hinausposaunt war.

Die beteiligten Redaktoren und Rezensenten schickten einander über alle Berge und Täler «Erklärungen», «Antworten» und manches «Eingesandt» zu, die teils unterdrückt, teils publiziert wurden. Es dürfte kaum sinnvoll sein, hier diesen Ergüssen im einzelnen nachzuspüren, weil es ja, wie gesagt, gar nicht mehr um den Heerschen Roman ging. Nur eine Veröffentlichung vom 19. September in der «Engadiner Post» sei noch erwähnt, als Beispiel dafür, wie hart sich die wackern Kämpen in den Haaren lagen und wie weit sie es mit ihren persönlichen Angriffen trieben. Nachdem er die beiden Kritiker Gian Bundi und A. nochmals als «die beiden Königsmörder» apostrophiert hatte, kam dieser Zeitungsmann — war es wohl wirklich Pfarrer Hoffmann selbst? — auf die Verworrenheit der Rezension von R. A. G. im «Fögl d'Engiadina» zurück und ließ seine «Erklärung» in den Worten gipfeln: «Seine Ansicht ist aber typisch, die Logik so qualifizierend, daß ich keinen besseren Rat weiß als — *schickt den Mann zu Dr. Jörger!* Er soll sich untersuchen lassen. Nein, nein, man muß Erbarmen haben mit einem solchen Menschen!»

Wenn man weiß, daß Dr. Jörger damals Direktor der bündnerischen Heil- und Pflegeanstalt Waldhaus war, so werden die ehrbeleidigenden Ausmaße dieses verblüffenden Handels deutlich genug.

\*

«Als der Winter 1901 kam, sagte Kröner: „Jetzt hat das Werk seine Kinderkrankheit wohl hinter sich — und wir reisen einmal ins Engadin.“ Gesagt, getan. Am furchtbar kalten 3. Januar 1902 fuhren wir über den Julier nach St. Moritz, und Kröner wandte sich an die uns befreundeten Herren: „Sie haben doch gewiß eine große Freude am ‚König der Bernina‘.“ Da und dort eine leise Zustimmung, aber noch viel mehr verlegene Gesichter!“ So erzählte J. C. Heer später.

Allmählich hörte der Schriftsteller nun diese und jene Einzelheit von der «Engadiner-schlacht» um seinen Roman. Zu seinem Glück, wie er sagte, war von ihr kaum ein klar vernehmlicher Schuß bis nach Stuttgart gedrun-gen. Aber allein schon der Nachhall ließ ihn jetzt wieder an die warnenden Worte Lorenz Gredigs denken: wer den Colani-Stoff anrühre, der komme im Engadin in Handel und Feindschaften hinein. Jedenfalls glaubte er, seinem Freund Pfarrer Hoffmann für die Verteidigung des Romans ganz besonderen Dank zu schulden, und er empfand es nicht nur als persönlichen Schmerz, sondern auch als ein Unglück für das Schicksal des Buches im Engadin, daß sein Freund alt Landammann Gian Saratz, schließlich eben doch ein Kronzeuge für manche Seite des «Königs der Bernina», indessen gestorben war und sein gewichtiges Wort nicht mehr in die Waagschalen der Meinungen hatte werfen können.

Und in wahrhaft vornehmer Weise bezog er endlich in seinem Vortrag zu Samaden im Januar 1914 eine versöhnliche Stellung:

«Doch auch mit den Gegnern von dazumal möchte ich nicht hadern! Ich gebe vielmehr zu, daß das Werk unvollkommen ist, wie alles Menschliche, daß es Schwächen und Schäden hat, die niemand mehr spürte als der Engadiner, der die Heimat, sein Sinnen und Denken, seine Sitten und Gebräuche bis in jede Herzensfaser hinein kennt und sie mit der zähen Treue des Bergsohnes ehrt. Gewiß hätte ein Engadiner Dichter den ‚König der Bernina‘ besser geschrieben als ich!

Auf einen Punkt aber darf ich zu meinen Gunsten aufmerksam machen — wie viel leichter sich heute der Roman, soweit es sich um seinen geschichtlichen Hintergrund handelt, gestalten ließe als vor fünfzehn Jahren! Ich mußte damals aus spärlichen, halbverschütteten Quellen schöpfen; jetzt aber ist gerade die Zeit, in der das Werk spielt, durch den Studienfleiß junger Bündner Gelehrter in einer Reihe von Monographien so aufgehellte, daß es eine Freude wäre, das Werk auf diese neuen Grundlagen zu bauen. Darf ich wohl glauben, daß es selber ein wenig den Anstoß zur Durchfor-

schung der engadinischen Archive gegeben hat?»

Uns scheint, man dürfe dem Dichter diesen Glauben zubilligen, und solche Anregungen gespendet zu haben, ist zweifellos — neben der in alle Welt hinaus wirkenden Verherrlichung des Engadins — nicht das geringste der dauernden Verdienste, die sich J. C. Heer um Graubünden erworben hat.

\*

Der Schriftsteller beschäftigte sich später auch eine Weile mit einer zweiten Gestalt aus der bündnerischen Geschichte, von der er überzeugt war, sie eigne sich zum Romanhelden. Es handelte sich um den im Jahre 1663 geborenen Churer Ratsherrn Thomas Maßner, der als Beherrscher des bündnerischen Transit-handels, als Bankier und Großkaufmann, aber auch als zwielichtiger Wirtschaftspolitiker eine wesentliche Rolle um die Wende zum 18. Jahrhundert spielte. Warum J. C. Heer diesen äußerst farbigen und reizvollen Stoff schließlich fallen ließ, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht schreckte er doch vor den Ansprüchen zurück, die ein historischer Roman um eine solcherart festumrissene Gestalt und ihr vielfältiges Zeitkolorit an einen Autor und seine Dokumentation stellt.

Dem Engadin, das er noch oft besuchte, blieb er in der Erinnerung unentwegt verbunden, und in seinem Buch «Was die Schwalbe sang», das während des Ersten Weltkrieges mit dem Untertitel «Geschichten für Jung und Alt» erschien, findet sich die Schilderung «Bären». Da erzählt er, wie er in Schuls-Tarasp die von sieben Jägern veranstaltete Auffahrt eines im Val d'Uina erlegten Petzen erlebte — vielleicht des letzten in Bünden geschossenen Bären. Bedeutsamer jedoch ist die andere Erinnerung im selben Buch: «Adler», in der Heer berichtet, wie er mit Dr. Bernhard von St. Moritz und Giovanni Segantini einen Jäger und seine Frau zu einem Adlerhorst begleitete. Der Gamsjäger Feuerstein aus dem Dorfe Campovasto hatte im Sinn, die Jungen des Adlerpaares auszunehmen, und Segantini wollte diese Szene zeichnen, fühlte sich aber schließlich von ihr so an-

gewidert, daß er den Stift sinken ließ. Weniger das Ereignis beim Adlerhorst als vielmehr die Begegnung mit dem Maler wird für Heer wesentlich; er schildert diese starke Persönlichkeit ebenso eindrücklich wie einen Besuch in Maloja, wo Segantini für ihn die eben vollendete Werktrilogie «Werden», «Sein», «Vergehen» aus einem kellerartigen Vorratsraum ins Freie trug und im Licht der Sonne aufstellte.

J. C. Heer war ein geborener Erzähler. Er hat nur die frühen Dialektgedichte «Bluemenus der Heimet» und später einen schlanken Band «Gedichte» herausgegeben. Das rein Lyrische des Verses, den er nicht vor epischen Elementen zu bewahren vermochte, lag ihm weniger als gewisse Lyrismen in der Prosa. So besang er auch das geliebte Hochtal in Graubünden einst in einem Gedicht «Engadin». Als der Lesezirkel Hottingen in Zürich im März 1910 ein Frühlingsfest unter dem Motto «Engiadina Terra fina» vorbereitete, überließ ihm der Dichter diese Verse für ein künstlerisch gestaltetes Werbeblatt. Zwei Jahre später fanden sie Aufnahme im bereits erwähnten Band «Gedichte», und die erste Strophe formt ein geschlossenes Landschaftsbild:

Mein Engadin! Ein Schönheitsmärchen,  
Das Gott am Schöpfertag geträumt,  
Ruhst du, vom Frieden deiner Lärchen  
Und dunklen Arven eingesäumt.  
Du hast im lichten Alpenkranze  
Das Perlenbild der blauen Seen  
Und siehst in ihrem feuchten Glanze  
Das Doppelbild der Sterne gehn.

Jakob Christoph Heer schenkte dem Engadin aus der Fülle seiner Phantasie und in unwandelbarer Liebe Bestes; aber das Engadin schenkte auch ihm, neben seinem erlebbaren Reichtum, eine ganz besondere Gnade. Als er im Sommer 1910 mit seinen Eltern nach Muotatas-Muraigl hinauffuhr und sie ergriffen in die Weite des Hochgebirges staunten, öffnete sich das Herz des Vaters, der als ein kraftvoller Vertreter einer realen Welt ein halbes Leben lang mit dem Künstlertum seines Sohnes gehadert hatte, zum Verstehen und zur Versöhnung.

Zwar brachte auch diese Naturgewalt den alten Gemeindeammann Christoph Heer von Töb noch nicht dazu, die Bücher seines Sohnes zu lesen — dazu bedurfte es eines heftigeren und unerwarteten Anstoßes; aber er begann hier doch zu begreifen, daß auch das Dichterische offenbar seine zwingenden Notwendigkeiten habe.

Jakob Christoph Heer hat mehrmals den auch im Gedicht «Requiem» zum Ausdruck gebrachten letzten Wunsch geäußert: man möchte seine Asche einmal in der Stille und Verträumtheit eines einsamen Waldrandes bestatten. Nach dem Tode des Dichters am 20. August 1925 ging seine Heimatstadt Winterthur, der das alte Dorf Töb längst eingemeindet war, daran, dieses bescheidene Testament in ehrenvoller Weise zu erfüllen. Eine Abordnung wurde ins Engadin geschickt, wo sie gemeinsam mit Ortskundigen im Berninagebiet einen pyramidenförmigen Granitblock aussuchte. Es war ein leichtes, diesen überaus schweren Felsbrocken mit der Bahn nach Winterthur zu senden; dort aber mußte er zur Winterzeit bei gefrorenem Boden mit gewaltigem Aufwand und auf einem eigens für diese Fracht gebauten Gefährt auf die Kuppe des Brühlbergs emporgeschafft werden. Am Waldrand dieses Hügels, von dem der Blick über die Jugendgefilde des «Joggeli» und den Giebel seines Geburtshauses an den Ufern der Töb schweift, fand der Dichter unter dem Bündner Granit seine letzte Ruhe, und die Erinnerungsstätte, Denkstein und Grabmal in einem, wurde im Herbst 1927 feierlich der Öffentlichkeit übergeben.

Aber auch im Engadin steht ein Denkmal für Jakob Christoph Heer. Die Nachfahren jener Geschlechter, die den «König der Bernina» anregten, und die Nachkommen der Freunde des Dichters verwirklichten den Gedanken, die Verdienste Heers um das Engadin dürften nie vergessen werden, und sie seien durch einen sichtbaren Zeugen der Dankbarkeit zu ehren. So ließ die Gemeinde Pontresina ebenfalls einen unbehauenen Granitstein aus dem Berninagebiet, geschmückt mit dem Kopfrelief und den Lebensdaten des Dichters, am landschaftlich wohl schönsten Ort ihres Gemeindebannes aufstellen. Dieser Denkstein wurde am 20. August 1952 in schlichter, würdiger Feier eingeweiht, und er steht unter den Lärchen in einer Schlaufe der Berninastraße bei Montebello. Von den Ruhebänken, die hier den Wanderer zur Besinnung einladen, erfaßt das Auge jenes überwältigende Bild des Hochgebirges, das Jakob Christoph Heer zutiefst geliebt hat.

Als lehnten sie sich an den Himmel an, vereinigen sich in der Höhe die weiße Dreizackkrone des Piz Palü, die wie aus Silber getriebenen Spitzen der Bellavista und Bündens geweihtes Eishaupt, der Piz Bernina, zu einer erhabenen Gemeinschaft. Sie alle scheinen aus vereinigten Felsenhänden den Morteratschgletscher, diese in ihren Brüchen hellblau und grünlich schimmernde, starre Eisflut, in den hochalpinen Talkessel hinabzuschütten, in eine steinige Riesenmulde, an deren Rändern dunkler Moränenschutt und wild verwachsene Arven und Lärchen sich gleichsam vor lichten, in der Höhe thronenden Gottheiten beugen.